

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1906

65 (17.3.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 11

bezaubert sein im Wärm und Glanz der Stadt. Nun liegt sie hier zwischen den Wäldern und Feldern der Rheinebene, wo sie so gern als Kind umher-
sprang, und welche Frühlingsschöpfung ziehen über ihr Grab. Gott recht ge-
habt, liebe Mutter, will's auch so machen. Weiter rollt der Zug. Die
Schöpfung kommen nicht mit und rasch fahren wir über die braune Erde in
einen wolkenlosen, blaugrünen Frühjahrsblau hinein.

Aber die Herrlichkeit dauert nicht lange. Nach dem einzigen Auf-
enthalt, in Offenburg, wird es in der Rheinebene neblig, und ich drehe
mich nun um, und blicke hinüber nach den immer näherkommenden
Schwarzwaldbergen. Da scheint in der Höhe etwas ganz besonderes los zu
sein. Die flatterigen, windergaulen Wölkchen haben sich zusammengetan
und runde flügelige Formen angenommen. Da ist ein silbernes Wolken-
gelude da flühen über den dunkeln Höhen der Dornisgründe. Oder es sind
die weißen Leiber von Wolfenrosen, die sich wild bäumen? Findet da oben
gar eine furchtbare Wolfenflucht der himmlischen Meeresscharen statt? Das
kann es auch nicht sein, denn langsam verändern sich die Formen wieder,
und nun sieht es da wie ein sich immer höher türmendes Wolkengebirge
mit seinen weidwärtigen Gletschern. Die Erde liegt ganz im Schatten.
Oben aber strahlt es immer weißer und mächtiger. Aber auf einmal zeigen
sich auch schwarze Schattungen in den Wolken. Immer tieferhafter
werden die Formen. Die sanften Hügel der Schwarzwaldberge mit ihren
Burgen darauf werden immer winziger, und auf einmal wirft sich eine
ungeheure, den ganzen Hintergrund bedeckende Wolke vor die Sonne und
lächelt wie auf einmal fast alles Tageslicht aus. Die schwarze Wolke
wird nach und nach zu einer Wand, zu einer undurchdringlichen Mauer.
Aber siehe da, die Sonne kennt sich aus in solchen Wolfenwäldern. „Dor laß
ich über“, denkt sie, und schon beginnen die Mäander der blauschwarzen
Unterwölke in silbernem Weiß zu erglänzen. Immer größer werden die
Mäander, und der blauschwarze Kern der Wolke verliert immer mehr vor
seiner drohenden Größe. Da bricht es mitten durch in der dunkeln Wand,
und aus einem Wolfentor schieben, als ob sie die Erde segnen wollten,
drei gemallige, scharf abgegrenzte Lichtkeime hervor und senken sich hinab
auf die blaugrünen Schattungen sich ängstliche Erde. Jetzt ist es vorbei
mit der Macht des schwarzen Gewölks, in totem Durchsichener löst sich
alles auf und gerückt in phantastische weiße Gestalten, die nach allen Rich-
tungen schleunigst das Weite suchen. Die Sonne steigt höher und höher;
die Berge werden flacher und die Landschaft eintöniger. Die Fahrt geht
jetzt mitten durch den Wald, aus dem heraus Palmen und Hebe Ausläufer
auf die Aeder halten. Aus dem Rauchfang der Maschine fliegen weiße
Rauchwolken und tanzen durch das blattlose Aesgenweid des Waldes.
Ganz oben aber öffnet sich wieder der blaugrüne Frühlingshimmel, an
dem ein andrer Schöpfer eine andre Erde treibt. . . .

Anton Fendrich.

Technik, Poesie und Prosa.

In einem in den letzten Monaten erschienenen Werk von Max Eysch,
Leben und Kräfte, kämpft der Verfasser in einer Sprache voller dichterischer
Begeisterung gegen die Auffassung, als ob Poesie und Technik Gegenstände
wären. „Ist es nicht Poesie“ — sagt der Verfasser des genannten Werkes
— „wenn der Bergmann vom Rast des Tages Abchied nimmt, um in der
ewigen Nacht der Urgerichte nach Gold zu suchen, wenn er in den ver-
schlungenen Wäldern der Vorzeit wühlt, um die schlummernden Kräfte ver-
gangener Jahrhunderte für uns ins Leben zurückzurufen, wenn er im
Kampfe mit unterirdischen Gewässern oder mit dem tödlichen Feuerampf
sein Leben magt und die rote Gewalt der feindlichen Elemente mit der
stillen Arbeit des sinnenden Gehirns besiegt? Aber steht nicht auch Poesie
in dem Bild der flammenden Schöfen, aus denen das heilige Feuer der
Arbeit Tag und Nacht gen Himmel schlägt, in dem sprühenden Ton
flüssigen Metalls, der, aus scheinbar unzerstörbarem Stein quellend, rot-
glühende Feuerbecken füllt, in dem emsigen Gantieren zwischen den Keffeln
und Pfannen einer wahren Serektische? Steht keine Poesie in der Loko-
motive, die brandend durch die Nacht zieht und über die zitternde Erde
hintobt, als wollte sie Raum und Zeit zermalmen, in dem hastigen, aber
wohlgeordneten Zuden und Berren ihrer gewaltigen Glieder, in den stieren,
nur auf ihr Ziel losstürmenden roten Augen? Liegt keine Poesie in dem
Dampfer, der in stolzer Ruhe die schwarze Blut des Weltmeers durch-
schneidet, vorwärts getrieben durch Tag und Nacht, ohne einen Augenblick
der Erschöpfung zu kennen, von dem blanken Niefenfolben, von dem
blitzigen Gesänge, die sich lautlos im Halbdunkel des Schiffsinners
bewegen?“

In diesen beredten Sätzen ist mit erschreckender Deutlichkeit ganz
wider Willen das dokumentiert, was wir den technischen Größenwahn
unserer Zeit nennen möchten. Nur jemand, dem das Verständnis für das
Wesen der Poesie gänzlich abhanden gekommen ist, kann — abgesehen von
einzelnen schönen Farbenwirkungen, wie z. B. die erwähnten mit flüssigem
Metall sich füllenden Feuerbecken usw. — derart absolut unpoetische Bilder,
wie das wohlgeordnete Zuden einer Maschine und ähnliche Dinge für
poetisch halten. In einem einzigen lichten Abendwölkchen, das still am
Abendhimmel dahinzieht, liegt mehr Poesie, als in allem Geräffel von
Schiffsmaschinen und Dampfhammern. Die Wändigung der Naturkräfte,
wie an alte Götter und Seldensagen erinnert, ist durchaus poetisch. Aber
in der Praxis tritt eine grauenerregende Prosa zutage. Wohl mag es für
einen Berg-Ingenieur, oder einen Studenten an einer Bergakademie
interessant sein und sogar poetisch, verständiglicher in den verunkel-
ten Urwäldern der Vergangenheit zu wühlen. Für den Bergarbeiter aber,
der dies tun und sein Leben riskieren muß, um sich und seine Familie
vor Hunger zu bewahren, ist es die schauerlichste Prosa, die man sich denken
kann. Wir sind der Ansicht, daß schon ein hoher Grad von Verständnis-
losigkeit für die soziale Seite der Technik dazu gehört, um sie mit einem

Blasenleiden der Poesie zu umgeben. Davon wird man vielleicht später
etwas reden können, wenn alle Arbeit nicht mehr Sklavenarbeit und
Strohdiens für den Kapitalismus ist. Th.

Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Hohentwiel-Festspiele, deren Inhalt Szenen aus Schaffels
Effe hart und außerdem lebende Bilder aus der Geschichte der Burg
Hohentwiel bilden, werden am nächsten Fingstmontag zum erstenmal zur
Aufführung gelangen, und zwar in einem besonders gebauten Spielhaus.
Der Verfasser der Festspiele ist Direktor Lorenz von Charlottenburg.
Wie wir den Mitteilungen des Dr. C. Ueberlingen in der Badischen Presse
entnehmen, will der Verfasser sein Schau- und Prunkstück liefern, sondern
seine Arbeit soll ein Beitrag sein zu den historisch dramatischen Schil-
derungen, welche die Vergangenheit des deutschen Volks dem Verständnis
breiterer Volksschichten zugänglich machen. Das Spielhaus ist von dem
Architekten Professor Wender-Stuttgart entworfen und soll in der Haupt-
sache einen Burghof darstellen. Die zweitausendfünfhundert Sitzplätze
sind durch einen gewaltigen Torbogen von der Doppelbühne getrennt. Die
Bühne ist nämlich in eine vordere und eine hintere, erhöhte, eingeteilt,
die erstere für den steinmalereien Teil des Festspiels, die zweite für die
großen historischen Vorgänge.

Wir müssen gestehen, daß wir dieser neuen Art von sogenannten
Volksfestspielen recht skeptisch gegenübersehen, da sie sich bei näherem Zu-
sehen sehr oft als rein fremdenindustrialen Unternehmungen erweisen.
Gelegentlich eines Vortrages über die Festspiele hat der Verfasser der
ganzen Gegend einen „Millionenlegen“ in Aussicht gestellt. Das spricht
gerade nicht sehr dafür, daß besonders hohe Gesichtspunkte bei dem ganzen
Unternehmen ins Auge gefaßt worden sind. Wir werden später, wenn
näheres über diese Hohentwiel-Festspiele gegen Altdorf mit seinem Fest-
spiel und anderen bekannt sein sollte, mit einem definitiven Urteil nicht
zurückhalten.

Meteorologischen.

Neuer Komet. Am 26. Januar entdeckte Proofs in Geneva, Nord-
amerika, im Sternbilde des Perseus wieder einen neuen Kometen.
Dieser ist aber nur mit dem Fernrohr zu beobachten, da seine Helligkeit
nur 10. Größe ist. Er sieht dem Nordpol des Himmels sehr nahe.
Der von Giacobini entdeckte dritte Komet des Jahres 1905 hat am
23. Januar seine größte Sonnennähe überflogen und die Sonne über-
holt. Seit diesen Tagen ist er am Abendhimmel sichtbar und ist be-
deutend heller, als er zur Zeit seiner Entdeckung war. Damals stand er
im Sternbilde Bootes oberhalb des wirtlichen Sternes Arcturus. Im
Februar durchließ er den Wassermann und den Waifisch. Er gehört zu
den nichtperiodischen Kometen, die nur einmal unser Sonnensystem be-
suchen, um dann auf immerwiedersehen zu verschwinden.

Gesundheitspflege.

Aepfelsuren. So sehr die Lichter den Apfel begehren haben, so
wenig wird sein Wert als Nahrungs- und diätetisches Mittel leider bis
heutigen Tages erkannt. Der Apfel enthält in leicht verdaulicher Form
reiche Mengen an Phosphorsäure neben seinem Puderzucker. Köstlich
sind ferner seine aromatischen erfrischenden Frucht säuren. Sein Gemisch
regt Leber- und Nierenstätigkeit an, desinifiziert die Mundhöhle, ver-
bessert die Nahrungsbildung und Verdauungsbedingungen. Wer
darum an den Nachwehen festlicher Mähler Liden, beginne eine Aepfel-
sur, indem er täglich vor jeder Mahlzeit einen bis zwei gute saftige
Äpfel isst und entsprechend weniger von anderen Speisen.
Am nützlichsten handelt jedoch, wer diese Sur zur ständigen Gewohn-
heit in seiner Familie werden läßt. Unmöglich, wer soll das begehren
können? hören wir rufen, bei den teuren Obstpreisen! Ja, wenn ein
Apfel 5 Pfg. kostet, so wird am Stammtisch räsonniert, aber seltsamer
wird im selben Atem eine neue Zigarre angesteckt und ein weiteres Glas
Bier bestellt. Oder es wird aus der Apotheke ein teures Abführ- und
Verdauungsmittel, werden Straßpulver und Pillen mit schwerem Gelde
bezahlt. Da zuckt kein Medizinalbürger mit der Wimper und keiner
bedenkt, daß er für das unwillig an Gemühten und Medizinern ver-
schwendete Geld mehr von den edelsten Aepfeln kaufen könnte als er zu
verbrauchen vermag.

Wer also Aug ist, wähle die Aepfelsur. Sie spart ihm Schmerzen
und Geld.

Humoristisches.

Der halbblinde Gott. (Wahres Geschichtchen.) Ein A-B-G-Schiffe
ein jähriges Mädchen, kommt heim und fragt sie Mama: „Ist denn der
liebe Gott halbblind? Auf die Frage der Mutter: warum? sagt die
Kleine: die Lehrerin habe gesagt: „Es ist ein Aug“, das alles sieht und
das sei der liebe Gott!“

Aus den Fliegenden. Versuch napt. „Ihr Mann soll sich
also das Rauchen abgewöhnen? . . . Dazu gehört aber ein starker Wille?“
— „Den hab' ich!“

Getriebte Freude. „ . . . Erst habe ich mich auf den Orben
so getrennt — jetzt bereitet er mir nur Mergens!“ — „Ja wieso denn?“
— „Weil mich jeder fragt, warum ich ihn bekommen hab!“

Der kleine Diplomat. „Suche dir doch einen anderen Spiel-
kameraden, Etol! Der Vater soll ja der Letzte in der Klasse sein!“ —
„Eben deshalb hab ich ihn am liebsten, Mama! Wenn's der nicht wär,
wär's ich!“

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, G. e. u. Cie., Karlsruhe i. B.

Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 11. Karlsruhe, Samstag den 17. März 1906. 26. Jahrgang.

Die Komödie Bahr.

E. München, 11. März.

Die Ernennung des Wiener Schriftstellers Hermann Bahr zum
Oberregisseur des Münchener Hoftheaters bietet dem deutschen Väter-
walde seit Monaten Gelegenheit zu dem neckischen Frage- und Antwort-
spiel: Kommt er oder kommt er nicht, bleibt seine Berufung aufrecht
erhalten oder wird er abgefunden, wird das Hoftheater in Zukunft
von einem „Anarchisten“ geleitet oder wird der Unwürdige dem allmächtigen
Zentrum geopfert?

Da die Komödie Bahr eines politischen Einschlags nicht entbehrt,
werden es die Leser des Volksfreund nicht unübel aufnehmen, wenn ich
ihnen einiges über Entstehung und bisherigen Verlauf des späßhaften
Schauspiels erzähle.

Als Hofrat ging, hinterließ er nicht gerade geordnete Verhältnisse;
ein mit jedem Jahr wachsendes Defizit bereitete den Herren, die die Hof-
kasse verwalteten, mancherlei Schwierigkeiten. Als Intendant wurde nun ein
Soldat, Oberst von Speidel, berufen, der die schier unentwirrbare
Theatermiserie, wie weitland Alexander der Große den gordischen Knoten,
mit dem Schwerte lösen sollte. Der Intendanturkandidat machte anfangs
sich dadurch von sich reden, daß er den Ton der Kaserne innerhalb der
Räume des Hoftheaters verlegte. Gegen Ende des vorigen Jahres aber
kam die Sentation: er engagierte auf vorläufig zwei Jahre gegen ein
jährliches Gehalt von 18 000 Mark den Schriftsteller Hermann Bahr als
Leiter des Hoftheaters. Erbaut war man von diesem Schritte des Inten-
danten in München nicht, denn als Schriftsteller besaß Bahr wenig Sympa-
thien, der wandlungsfähige Wiener Jongleur, der Erfinder des Schlag-
wortes „Moderne“, dessen Sünde auch dem derber veranlagten Theater-
besucher noch längere Zeit nach ihrem Genuße nicht besonders angenehm
aufstießen, würde, das stand fest, in München nicht mit offenen Armen
empfangen. Allein man war in erster Linie bloß erstaunt über den Sol-
datentum des Intendanten, der als Leiter des Hoftheaters einen Mann
berief, der dem Theater praktisch vollkommen ferne stand.

Bald indessen wehte ein schärferer Wind. Im Dezember 1905 brachte
die Germania einen scharfen Artikel gegen den Münchener Hoftheater-
intendanten wegen der Ernennung Bahrs zum Leiter des — horribile
dictu — königlichen Hoftheaters. Sie bezeichnete Bahr als frei-
eulend in geschlechtlichen Dingen, er sei aus der Kirche ausgetreten,
beziehe sich selbst als Anarchisten, predige die Revolution u. d. Die
bayerische Zentrumspresse pfiff nun ebenfalls in derselben Tonart. Was
Bunder auch, in Bayern darf kein katholischer Lehrer, der eine Protes-
tantin zur Frau hat und seine Kinder in der Religion der Mutter er-
ziehen läßt, katholische Kinder unterrichten, darf keine protestantische
Strichlehrerin katholischen Mädchen das Strimpfstricken lehren, wie
sollte das ein Mann, der aus der Kirche ausgetreten ist, das Hoftheater
leiten können, noch dazu das königliche! Das wäre ja schon bald ein
Sacrileg! In den ersten Tagen dieses Jahres kündete dann die schwarze
Presse eine Interpellation des Zentrums im Landtag an. Damit war der
Fall Bahr für politisch erklärt.

Hermann Bahr erlebte während dieser Zeit kreuzfidele Lage in
Wien. Zum Abschied veröffentlichte er in der Wochenschrift Der Weg
sein Tagebuch, in dem unter dem 27. November folgendes eingetragen ist:

„Kontrakt unterschrieben: vom 1. August 1906 bin ich als Ober-
regisseur in München. Wäre nicht unverschämter gewesen, so wäre ich
nach Berlin gegangen oder mer weiß wohin. Aber fort. Denn
mir ist in den letzten Jahren immer mehr alles, was in Oesterreich
künstlich versucht wird, als ein Schwindel vorgekommen. Man kann
in Wien nicht Europa spielen.“

Söllig war der Abschied von Wien gerade nicht. Ob das Engage-
ment aber Bahr so unverschämter gekommen ist, mag dahingestellt bleiben;
es gibt in München einige Leute, die es nicht glauben, daß die zarten
Fäden zwischen München und Wien — von ebenso zarten Händen — an
einem Tage gesponnen wurden.

Der glaubenlose Anarchist also sollte ans Messer geliefert werden,
die hochende ultramontane Volksseele verlangte es. Um übrigens die
Stimmung der schwarzen Presse richtig zu kennzeichnen, muß ich auch einer
Ausnahme gedenken. Ein ultramontanes Provinzialblatt, die Landshuter
Zeitung, bemerkt zu dem Fall Bahr: „Die Reichlichkeit ist nicht das
spezielle Merkmal Bahrs, sie ist leider in Künstlerkreisen viel mehr ver-
breitet, als gut ist. . . . Den Anarchisten nehmen wir einfach als III.
Einen Mann, der sich zum königlichen Hoftheaterdirektor machen läßt und
darauf gefaßt sein muß, daß er demnächst einen oder mehrere Orden be-
kommt, nehmen wir weder als Sozialdemokraten noch als Anarchisten
für toll.“

Sehen wir nun zu, wie es um den „Anarchisten“ Bahr bestellt ist:
es wird am besten sein, ich erteile ihm selbst das Wort. In der Con-
rad'schen Gelellschaft (Märzheft 1891) schrieb Bahr in einer Selbst-
biographie:

„ . . . Gymnasium erst in Linz, dann in Salzburg — flau und
faded. Unverfäht — flott und feck. Burschenschaftler mit Leib und
Seele — das war noch so ziemlich das Geheißteste, was ich mein Lebtag
getan, und oft sehne ich mich nach der hellen Waffenfreude zurück. In

Wien relegiert und sonst allerhand Gängel in Graz, Czernowitz, Berlin.
Und auf einmal der große sozialistische Duse!, als ob gerade
die Arbeiter weniger Gefindel wären, als es schon einmal unter den
Menschen Brauch und Verkommen ist, und als ob die Welt gerade nur
auf mich gemartet hätte, um von allem Uebel erlöst zu werden — zwei
Jahre habe ich mit den marxistischen Aguren vergespelt, bis
ich sie erkannte. Dann Soldat — da war ich mit ganssem Herzen
dabei: es ist doch das herrlichste Handwerk. . . . Besonders
Fenngezeiten: sehr eitel, sehr faul und ziemlich frech. Und niemals
habe ich ein Weib einen Augenblick begehrt, ohne
sie im nächsten zu besitzen. . . .“

So sieht das Selbstporträt des „Anarchisten“ aus. Und um dieses
literarischen Aufschneidens willen eine politische Staatsaktion, eine Inter-
pellation an die Regierung!

Den Hoftheaterintendanten v. Speidel schien infolge der Entwicklung
der Dinge doch ein gelindes Grauen zu befallen, denn man las in ver-
schiedenen Zeitungen die Notiz, daß er versucht habe, den Vertrag mit
Bahr zu lösen, dieser habe aber eine hohe Abfindungssumme verlangt.
Der schlaue Wiener bestand auf seinem Schein, 88 000 Mk., das sind zwei
Jahresgehälter, mußten ihm auf alle Fälle ausbezahlt werden. Aber Herr
v. Speidel hätte noch einen anderen Grund zur Lösung des Vertrages
anföhren können. Gegen Bahr war der Vorwurf der Bestechlichkeit er-
hoben worden und man forberte von ihm, er solle sich durch eine gericht-
liche Klage von diesem Vorwurfe reinigen. Allein der kommende Mann
des Hoftheaters blieb auch hier kalt wie eine Hundeschnauze; er sei nicht
geneigt, sich seine Ehre im Gerichtssaale bestätigen zu lassen, erklärte er.
Wenn es Herr v. Speidel ernst wäre, Bahr abzuführen, so mußte ihm die
Interpellation des Zentrums jetzt gelegen sein. Er brauchte nur,
wie der Zauberehring Goethes, zu rufen: Herr, die Not ist groß, die ich
rief die Geister, werd' ich nun nicht los!

Allein Herr v. Speidel denkt nicht an derartige. Von gut infor-
mierter Seite wurde die Münchener Post kürzlich dahin informiert, daß
Bahr im August sein Amt antreten werde und daß lediglich aus Angst
vor der von der Intendant besüchteten Interpellation beim Kultusrat
Herr v. Speidel noch seinen Versuch macht, seinen persönlichen Mut in der
Angelegenheit zu bekunden. Und das Blatt kennzeichnet auch richtig die
Situation, indem es hinzufügt:

„Herr v. Speidel braucht sich aber vor dieser Interpellation nicht
zu fürchten. Nach den Ereignissen bei der Referatsausstellung für den
Etat des Ministeriums des Innern ist die Zentrumspartei der Regie-
rung nicht mehr gefährlich. Und Herr v. Wehner, dem das Bildungs-
wesen leiber untersteht, wird sich, wie seine Ministerkollegen, bei Be-
antwortung einer Zentrumsinterpellation in Sachen Bahr leicht tun:
Sofangelegenheit, damit ist die Geschichte einfach und grünlich abgetan.
Daß von den übrigen Parteien jemand Luft haben sollte, gerade die
Hoffe der Herren Speidel und Bahr zum Mittelpunkt einer Attacke
gegen das sogenannte Nationaltheater zu machen, glauben wir nicht.
Es gibt da andere und wichtigere Fragen zu berühren. Im übrigen
kann jedem gleich sein, wie der neue Mann heißt, ob Bahr oder anders;
die Hauptsache bleibt, daß er etwas leistet. Und das ist nicht zu schwer,
denn das Münchener Hoftheater kann kaum noch weiter herunter-
kommen.“

Das ist die Komödie Bahr. Sie ist noch nicht zu Ende, aber der
Schluß wird voraussichtlich so späßhaft wie ihr bisheriger Verlauf. Re-
gisseur Zentrum und die Darsteller v. Speidel und Bahr geben sich alle
Mühe, ihr Publikum zu unterhalten.

Nachschrift: Mit Genehmigung des Prinzregenten wurde,
wie eben die Hoftheater-Intendant mittelst, das Engagement Hermann
Bahrs gelöst und Bahr mit 24 000 Mk. abgefunden. Es ist sich also
alles in Wohlgefallen auf. Das Zentrum hat seinen Sieg, Bahr wird
nicht Leiter des Hoftheaters, worüber in München kein Mensch betrübt
ist, er erhält aber, damit auch er zufrieden ist, 24 000 Mk. auf die Hand
— das Spiel ist aus. . . .

Eine aufreizende Ausstellung.

Wahrlich nicht zum Vorteil der Monarchie hat sich in Preußen der
Brauch eingebürgert, bei jeder Aktion auch auf dem Gebiete der Wohl-
fahrtspflege ein Mitglied der Hohenzollerndynastie recht in den Vorder-
grund treten zu lassen oder doch zum mindesten auffallend fund zu tun,
daß im Bürgertum nichts, aber auch rein garnichts geschehen könne, ohne
daß vom Träger der Krone der Anstoß dazu gegeben wäre. Das immer
bedrohlicher werdende Annäheren der antimonarchischen Sozialdemokratie
macht nach der Anschauung „maßgebender“ und verantwortlicher Kreise
diesen Brauch dringend notwendig. Man bedenkt nicht, daß solche lichte
Präsentation sehr bald auch auf gut monarchische Leute abtöndend wirken
und die Förderer des erwähnten Brauchs in den oft vielleicht ungerech-
fertigten Verdacht bringen muß, daß sie sich mit ihrem Tun und Treiben
von Nebenabsichten leiten lassen.

Auch die Ausstellung für Säuglingspflege in

Der 11. konnte am verfloffenen Sonnabend nicht eröffnet werden, ohne daß der Leiter des Unternehmens, Prof. Dr. Geubner, der bei der Feier anwesenden Gästen des deutschen Kaisers die Schmeichelei sagte, daß die allgemeine Wohlbildung, die Entflammung des gesamten Volkswillens zur Zeit gegen das übermächtige Finsternis unseres jungen Nachwuchses erst von dem Moment ab zählte, wo die Kaiserliche Majestät das Gewicht landesmittlerlicher Fürsorge in die Waagschale geworfen habe. Da durch erst sei eine Gemeinamkeit des Empfindens und Willens bei allen beteiligten Berufsgruppen erreicht. Die Kaiserin hat sich bekanntlich dafür interessiert, daß aus Spenden zur Silberhochzeitfeier eine Musteranstalt für Säuglingspflege errichtet werde, zu der die Stadt Charlottenburg unentgeltlich den Grund und Boden hergibt. Daher die dicke Weibbrauch-wolke.

Es hilft nichts, man muß sich erst durch sie hindurcharbeiten, um zu erkennen, daß die Ausstellung ein mit ernstem Eifer aufgebautes Unternehmen ist, dessen Bedeutung selbst durch die Bedachung mit Konventionen-Lichtenschnur und anderen Ungeheuerlichkeiten nicht herabgemindert werden kann. Die in den untergeordneten des Landesausstellungsparcs nicht besonders glücklich untergebrachte Ausstellung umfaßt sechs Abteilungen, die aus der Statistik der Säuglingssterblichkeit, Entwicklung des Säuglings, Säuglingsernährung, praktische Maßnahmen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit, Hygiene und Pflege des Säuglings und dem Anschauungsunterricht über das Galaktinverweilen bestehen. Wer aus dem Veruche der Ausstellung lernen will, kann es; der Beobachter geht bei vorurteilfreiem Nachdenken allerdings mit der Erkenntnis heim, daß das Unternehmen zur Verbesserung unserer deutschen Zustände sowohl wie unserer bürgerlichen Gesellschaftsordnung durchaus ungeeignet ist, vielmehr ein geradezu erschütterndes Anlagematerial gegen das schöne Gebilde zusammenhäuft, das als „göttliche Weltordnung“ nach dem Willen der Herrschenden bis in alle Ewigkeit hinein konserviert werden soll.

Der leitende Grundgedanke der Ausstellung ist, zu zeigen, daß sowohl die Kuhmilch als auch die unzähligen Nährpräparate im Verhältnis zur Frauenmilch sehr minderwertig sind; die Mutter soll ermahnt werden, wenn irgend möglich ihr Kind selbst zu nähren. Während in Berlin 1890 noch von 100 Säuglingen 50,7 mit Muttermilch ernährt wurden, waren es 1900 nur noch 32,5. Von 3787 bei im Jahre 1904 an Magen- und Darmkrankheiten verstorbenen Säuglingen waren 2860 mit Tiermilch ernährt worden, dagegen nur 144 mit Brust- und 161 mit Muttermilch. So enorm ist der Unterschied in der Wirkung. Der beträchtliche Rückgang der Selbsternährung hat mancherlei Ursachen, unter denen die liebe Eitelkeit der Frauen, die sich nicht die „Taille verderben“ wollen, gewiß in Betracht kommt, aber keineswegs eine ausschlaggebende Rolle spielt. Die Hauptursache liegt darin, daß auch die verheiratete Mutter nicht mehr die Zeit hat, die Ernährung selbst zu besorgen; die Sorge um die Existenz ihrer Familie treibt sie vorzeitig in die Fabrik oder an die zumeist noch schlimmere Heimarbeit. Mit dieser Ueberanstrengung steht wieder im Zusammenhang die Verminderung der physischen Kraft, aus sich selbst für das Kind genügend Nahrung abzufordern. Die Frau hat unter der kapitalistischen Ordnung der Dinge keine Zeit, Mutter zu sein; die Uebung ihrer heiligsten Pflicht ist zum Großbetrieb ausgeartet, der im schlechtesten Sinne von Heimarbeit, von Galaktin, im besten Sinne als Fabrikarbeit von privaten und kommunalen Wohltätigkeitsanstalten betrieben wird. So treibt der Kapitalismus mit der heiligsten Pflicht der Mutter sein Spiel. Sie sind keine Lobredner der guten alten Zeit; aber wenn unsere Voreltern die heutige Kultur mit allen ihren Wunderwerken verachten lernen sollten, so müßte ein Blick auf die moderne Säuglingspflege, ein Blick auf die Entmutterung der Mütter ihnen genügen.

Eine Antwort auf die Frage, was denn das von seinen geschäftsmäßigen Lobrednern als so beneidenswert hingestellte deutsche Reich der Sozialreform in Wirklichkeit für seine Bevölkerung getan hat, gibt von neuem die Statistik der Säuglingssterblichkeit. Die Sterblichkeit ist im Laufe der Jahrzehnte allerdings herabgemindert worden. Es starben im Durchschnitt der Jahre 1902/03 33,8 Prozent, also über ein Drittel aller überhaupt in der gleichen Zeit verstorbenen Personen im ersten Lebensjahr; erst wenn der Deutsche ein Alter von 85—90 Jahren erreicht hat, muß er eher mit der Möglichkeit, zu sterben, rechnen, als im Säuglingsalter. In Preußen ist die Kindersterblichkeit infolge des schrankenlosen Raubbauens, den der Kapitalismus bis dahin treiben durfte, bis 1875 langsam gestiegen und hat sich seitdem auf annähernd gleicher Höhe gehalten.

Im ganzen deutschen Reich starben 1903 20,4 Prozent, also der fünfte Teil der Lebendgeborenen im ersten Lebensjahre; 1872—1875 waren es im Durchschnitt 28,8 Prozent. In zehn europäischen Ländern wurden für das Jahr 1903 niedrigere Zahlen ermittelt; nur Oesterreich stand mit 21,98 Prozent höher da. In Italien war der Satz 17,07, in Belgien 15,24, in England und Wales 14,6, in den Niederlanden 14,23, in Irland 9,88 und in Norwegen 8,45. Was die europäischen Großstädte betrifft, so übertrifft nur Moskau mit 35,2 vom Tausend alle anderen Städte; in München starben von 1000 Lebendgeborenen 237,5, in Breslau 236, in Leipzig 225, in Köln 214,1, in Bukarest 207,9, in Stuttgart 202,1, in Paris hingegen nur 109,3, in Stockholm 109,7, in Christiania 101,8. In Berlin gingen trotz einer namhaften Abnahme der Säuglingssterblichkeit um ein Drittel des früheren Betrages im Durchschnitt der Jahre 1900—1903 immer noch über 20 Prozent der Säuglinge zu grunde. Aber es gibt nach der von einem Mitgliede des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Reg.-Rat Dr. Würzburg, aufgestellten Statistik im deutschen Reich 27 Kreise usw., in denen mehr als der dritte Teil aller Lebendgeborenen vor Ablauf des ersten Lebensjahres verstorben ist; unter ihnen befinden sich die vier bayerischen Bezirksämter Ingolstadt, Regensburg, Landshut und Stadt a. Hof mit einer Säuglingssterblichkeit von 40,01—45 Proz.!! Dies ist der Durchschnitt; auf besondere Kategorien gerechnet ist

die Sterblichkeit noch viel fürchterlicher. Die ungünstigen Bedingungen, unter denen die ungelieblichen Kinder leben, so zur Welt kommen, bringen es mit sich, daß ihre Sterblichkeit die der ehelichen bei weitem übertrifft. Nach den Tabellen des kgl. preussischen statistischen Landesamtes schwankte die auf tausend Lebendgeborene berechnete Säuglingssterblichkeit im Durchschnitt der Jahre 1875—1900 bei ehelicher Abkunft der Kinder zwischen 105 im Regierungsbezirk Aachen und 203 im Regierungsbezirk Sigmaringen, bei unehelicher Abkunft zwischen 177 im Regierungsbezirk Aachen und 438 im Reg.-Bezirk Danzig. Auch in den Regierungsbezirken Marienwerder, Posen, Bromberg und in Berlin ging die Zahl der gestorbenen unehelichen Säuglinge auf über 400. In ganz Preußen war das Verhältnis der Sterblichkeit unter den ehelichen zu derjenigen unter den unehelichen Säuglingen im Jahre 1900: 199,3/381,5 oder nahezu wie eins zu zwei.

Der Unterschied der Säuglingssterblichkeit zwischen Stadt und Land ist nicht sehr erheblich; die Großstädte über 100 000 Einwohner hatten in Preußen 197, die Mittelstädte von 40 000 bis 100 000 Einwohner 191, die kleineren Gemeinden 194 pro Tausend Todesfälle unter den Säuglingen aufzuweisen. Im Laufe der Jahre haben sich die Verhältnisse infolge der Zunahme der künstlichen Ernährung auf dem Lande und Fortschritte der Gesundheitspflege in den Städten zu gunsten der Städte verschoben; wozu noch kommt, daß die Beschäftigung zuträglicher Knechte für Säuglinge auf dem Lande für die Armeren in dem Maße erschwert wurde, wie der Volkereibetrieb an Umfang gewann.

Außerordentlich ist der Unterschied in der Säuglingssterblichkeit zwischen Reich und Arm selbstverständlich. In der Ausstellung geben hierüber die Zahlen des statistischen Amtes der Stadt Berlin, desgleichen des Amtes der Stadt Schöneberg und des Sächsischen Statist. Landesamtes (Einfluß des Berufs und der verschiedenen Berufsarten, Einfluß der Wohlhabenheit auf die Säuglingssterblichkeit) erschreckende Auskunft. In Berlin zeigte 1904 bei einer Gesamtsterblichkeit der Säuglinge von 196,33 pro Tausend der Lebendgeborenen, ähnlich wie früher, die wohlhabenden Stadtteile der Friedrichstadt und die an den Tiergarten angrenzende Region die günstigsten, die Arbeiterviertel des Wedding im Norden die ungünstigsten Ziffern. Diese bewegen sich zwischen 52,24 und 420,9 pro Tausend!! Bei einem Proletarierstudie liegt am Tage der Geburt also achtmal näher die Wahrscheinlichkeit, daß es im ersten Jahre zu grunde gehe, als bei dem Kinde eines Wohlhabenden. Ist eine vernichtendere Anklage gegen die heutige Weltordnung denkbar?

Die Ausstellung enthält eine kaum aufzählbare Fülle von praktischen Maßnahmen zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit. Von Aufmunterungen zur natürlichen Ernährung, Stillprämiem, Stillzimmern, Schutzmaßnahmen in gewerblichen Betrieben, Maßnahmen zu der Vermeidung des Ammenwechslens, sowie zur Verbesserung der künstlichen Ernährung werden Beispiele gegeben; die Hygiene des Säuglingszimmers, die allgemeine Körperpflege des Säuglings, die Fürsorge für zu früh Geborene, die Verhütung von Erbkrankheiten und Gehörstörungen, sowie zahlreiche Wohlfahrtseinrichtungen werden demonstriert. Arzt, Gebärnde und Krankenpfleger finden Beispiele, die schwerlich nur da befolgt werden, wo es nicht an den nötigen Mitteln gebricht und wo man hinsichtlich ihrer Praktikierung ohnedies nicht eben besorgt zu sein braucht, wobei keineswegs verkannt werden soll, daß manche der neueren Einrichtungen, wie die Säuglingsfürsorgeeinrichtungen der Stadt Berlin, sehr wohl den Armen zu Nutzen gereichen.

Die Leistungen der Ausstellung sind anerkennenswert, sowohl in den Abteilungen, die die Ursachen des großen Sterbens zeigen, als auch dort, wo die Maßnahmen zur Abhilfe und Vinderung des Glends vorgeführt werden. Dennoch fehlt auf beiden Gebieten ein Wesentliches. Unter den Ursachen ist die völlig unberücksichtigt geblieben, die bei den Regierungen und den herrschenden Klassen liegt. Die hohe Säuglingssterblichkeit in Deutschland von der die Ausstellung graufige und beschämende Kunde gibt, kommt nicht von ungefähr; sie ist begründet in dem allgemeinen Glend, dem die arbeitende Klasse im Staat der Sozialreform preisgegeben ist. Sie ist begründet in der Unterernährung, der proletarischen Schichten, die wiederum ihren Grund hat in der zu gunsten der Agrarier und Großindustriellen betriebenen Politik, durch welche die unentbehrlichsten Lebensmittel maßlos verteuert werden.

Davon meldet die Ausstellung für Säuglingspflege freilich nichts, ebenso wie sie nirgendwo direkt erwähnt, daß alle schönen Ratschläge der ärztlichen Wissenschaft bedeutungslos sind, wenn der Proletarier nicht selbst Hand ans Werk legen kann, wenn er nicht mit Hilfe der gewerkschaftlichen Organisation sich Lohn- und Arbeitsbedingungen erkämpft, die ihm ermöglichen, sich und sein Haus angemessen zu ernähren, seine Frau endlich der Familie wiederzugeben. Zu solcher im Gegenwartsstaat einzig wirksamen Abhilfe findet sich in der Ausstellung für Säuglingspflege nirgendwo eine Aufmunterung. Wenigstens in Worten nicht. In den Zahlen allerdings, für den, der sie zu deuten versteht. Dafür aber, daß der Arbeiter und die Arbeiterin die Sprache der Zahlen verstehen lernen, ist gefordert; und so kann auch dies zur Verherrlichung der Diktatur und der herrschenden Klassen veranstaltete Unternehmen zum wichtigen Agitationsmittel gegen die heutige „Ordnung“ werden.

Auch die ungebildete, ungeschulte Proletarierin begreift die Zahlen-sprache, die da lehrt, daß ihr Viechties achtmal eher vom Tode bedroht ist, als das Kind ihres Arbeitgebers!

Die badischen Schnellzuglokomotiven.

Der heute unsere Schnellzüge auf den Strecken Basel—Seibenberg oder Mannheim benützt, wird nicht selten sein Interesse den großen fünfachsigen Schnellzuglokomotiven der badischen Eisenbahn-

verwaltung zuwenden, die zur Verbesserung des geübten Laufs dieser Eisenbahnen und durch die Ueberwindung ihrer Ercheinung schon manchem unserer Leser aufgefallen sind. Einige Mitteilungen über den Betrieb und die Leistungen dieser Lokomotiven dürften deshalb willkommen sein.

Die Lokomotiven sind ihrer Bauart nach ausgesprochene Flachlandmaschinen. Sie führen unsere Schnellzüge ohne den früher nötig gewesenen Maschinenwechsel auf Station Offenburg in einer Fahrt von Mannheim oder Heidelberg bis Basel und in gleicher Weise zurück. Die Entfernungen Mannheim—Schweizingen—Basel und Heidelberg—Basel betragen 254 und 251 Kilometer.

Das zu den Lokomotiven gehörige Personal ist in Offenburg stationiert. Je zwei Personale, bestehend aus Führer und Seizer, sind einer Lokomotive zugeteilt (sogenannte Doppelbesetzung). Das eine Personal bedient die Lokomotive von Offenburg bis Heidelberg (Mannheim) und bringt sie wieder zurück bis Offenburg. Hier findet während des Zugaufenthaltes der Personenwechsel statt. Das zweite Personal übernimmt nunmehr die Lokomotive zur Fahrt nach Basel und zurück und wenige Minuten darauf eilt der Zug weiter.

Diese Dienstverteilung, durch welche eine weitgehende Ausnutzung der Lokomotive bewirkt wird, ist durch die besondere Bauart der Lokomotiven ermöglicht worden. Die Vorgänger dieser Schnellzuglokomotiven besaßen viel kleinere Feuerungen; im Schnellzugsdienst ist ihr Kraft schon nach Zurücklegung der Strecke Mannheim—Offenburg (133 Kilometer) oder Offenburg—Basel (125 Kilometer) in der Regel so stark vermindert, daß vor Fortsetzung der Fahrt mit der gleichen Lokomotive erst nötig fällt, ihn gründlich wieder herzurichten. Diese Arbeit erfordert aber längere Zeit, weshalb bis zur Inbetriebnahme der neuen Lokomotiven in Offenburg Maschinenwechsel stattfinden mußte. Dagegen bietet der Kraft der in Rede stehenden Lokomotive eine Fläche von fast 4 Quadratmeter, auf der nicht selten bis zu 1000 Kilogramm Heizstoff gleichzeitig brennen. Der gesamte Heizstoffverbrauch für die Fahrt eines Schnellzuges auf die Strecke Mannheim—Basel und zurück beträgt bei diesen Lokomotiven durchschnittlich etwa 7500 Kilogramm.

Durch die Möglichkeit stärkerer Ausnutzung weisen die neuen Schnellzuglokomotiven alljährlich weit höhere Fahrleistungen wie ihre Vorgängerinnen auf. Während noch im Jahre 1901 durchschnittlich rund 77 000 Kilometer Fahrt auf eine der älteren Lokomotiven als Jahresleistung entfielen und Einzelleistungen über 100 000 Kilometer eine seltene Ausnahme waren, belief sich bei den neuen fünfachsigen Schnellzuglokomotiven der durchschnittliche Lauf einer Maschine im Jahr 1905 auf rund 117 000 Kilometer. Die von einer einzelnen Lokomotive erzielte Höchstleistung betrug im Jahre 1905 152 866 Kilometer Fahrt; das sind gewiß recht ansehnliche Leistungen.

Um welche Wege es sich dabei handelt, überseht man am besten mit Heranziehung geeigneter Vergleichsgrößen. Als solche wollen wir den Umfang eines Erdmeridians mit rund 40 000 Kilometer und den mittleren Abstand Erde—Mond mit rund 381 000 Kilometer zugrunde legen. Die Mittelleistung von 117 000 Kilometer kommt sonach etwa dem 2,9-fachen der Höchstleistung von 152 866 Kilometer sogar dem 3,8-fachen der Länge des Erdmeridians gleich. Eine dieser Maschinen hat in den seit ihrer Inbetriebnahme bis jetzt verfloffenen 3,3 Jahren 431 818 Kilometer Fahrt in dieser Zeit also nahezu 11mal den Weg um die Erde oder das 1,18-fache der mittleren Entfernung Erde—Mond zurückgelegt.

Dergleichen sind, laut Statistik, 17 solcher Lokomotiven vorhanden, die teils von der Lokomotivfabrik Maffei in München, teils von der Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe geliefert wurden.

Wird sich der Mensch in absehbarer Zeit von künstlichen Nahrungsmitteln nähren?

Diese Frage beantwortet Prof. Dr. Th. Bokorny in der „Anschau“ (Frankfurt a. M., S. Weichhols Verlag) folgendermaßen: Einige Kohlehydrate sind schon seit geraumer Zeit in die Reihe der auch künstlich im Laboratorium hergestellten Stoffe eingetretet. Man denke dabei nicht etwa an den Stärkezucker oder Karstoffzucker, der zu seiner Gewinnung ein anderes Kohlehydrat, die Stärke, als gegeben voraussetzt und in Fabriken zu großen Quantitäten hergestellt wird, auch nicht an den aus Holz gewinnbaren Traubenzucker. Damit sind vielmehr einige bisher nicht über einen engen fachwissenschaftlichen Kreis hinaus bekannt gewordene Körper gemeint, wie: „Methylenitan“, Formose und Isoformose, Methose, a-Altrose, welche aus viel niedriger stehenden organischen Verbindungen gewonnen wurden, also „synthetisch“ sind. Wie die Pflanze aus der Luftkohlenäure oder aus Glyzerin oder aus Formaldehyd, Methylalkohol usw. unter Mitwirkung des Sonnenlichtes Kohlehydrat produziert, so hat die Chemie aus Formaldehyd durch Schütteln mit überschüssigem Natriumhydrat (gelbem Kalzium), oder durch Erwärmen mit Magnesia, Zucker, d. i. Kohlehydrat, erhalten.

Die fabrikmäßige Darstellung solcher synthetischer Zuckerarten wird aber wohl noch lange auf sich warten lassen, da die Kulturpflanzen unter Mitwirkung des Sonnenlichtes viel billiger arbeiten. 1 Kilogramm Rohzucker erhält man im Detailverkauf für 50 Pf. Wo kann dieses so nahrhafte Kohlehydrat jemals auf chemisch synthetischem Wege um einen ähnlichen Preis hergestellt werden? 1 Kilogramm Stärke, in Form von Kartoffeln gekauft, dürfte sich auf ungefähr 20 Pf. stellen. Eine synthetische Herstellung von Kohlehydraten zu diesem Preise ist wohl für immer ausgeschlossen, wenn es nicht gelingt, die Energie der Sonne noch besser auszunützen, als dies in den Chlorophyllapparaten der grünen Pflanzen geschieht. Bis jetzt sind wir noch recht weit davon entfernt.

Zu träumen, daß in absehbarer Zeit die Landwirtschaft und die

Wasserströmungen, die zur Verbesserung des geübten Laufs dieser Eisenbahnen und durch die Ueberwindung ihrer Ercheinung schon manchem unserer Leser aufgefallen sind.

Ein nüchternes Bild in die Wirklichkeit erneut andere Gedanken, die sich weit von solchen Träumen entfernen. Was für große Kosten macht z. B. die Umwandlung des Fleischweisses in Somatose, d. i. Albumosen oder Propeptone, wie solche Stoffe von dem Chemiker genannt werden! Dabei steht die Somatose dem ursprünglichen Eiweißstoff in absteigender Reihenfolge ziemlich nahe; trotzdem kostet sie etwa das Zehnfache von dem Fleischweisse, und das Hundertfache von dem Eiweiß der Hühnerfrüchte. Die Nachricht von der synthetischen Darstellung von Eiweißstoffen in dem Laboratorium des genialen Chemikers Emil Fischer in Berlin ist in der letzten Zeit auch in breitere Kreise gedrungen. — Wird diese Entdeckung etwas an der bisherigen Gewinnung der Nährstoffe ändern? Wahrscheinlich ebensowenig als die synthetische Herstellung der Kohlehydrate.

Die Chemie wird ihre Aufgabe nach wie vor darin erblicken, daß sie die chemische Konstitution, den Bau der Nährstoffe, erforscht und damit der Medizin und Biologie unschätzbare Dienste leistet; sie wird auch die Mittel zur Kontrolle der Nahrungsmittel an die Hand geben. In diesen beiden Richtungen hat sie schon erfolgreich gewirkt und wird sie noch bedeutendes leisten. — Die künstliche Herstellung der Nährstoffe ist jedoch kein Problem, dem zurzeit ein erfahrener Chemiker seine Kraft opfern wird.

Wolkenstudien.

(Nachdruck verboten.)

Es war in den letzten Tagen des Februar, als ich mit der Eisenbahn von Freiburg nach Karlsruhe fuhr. Es ist die schönste Strecke des badischen Landes. In Freiburg, das in den Armen der Vorberge des Schwarzwaldes ruht, begann der Morgen mit einem kalten Graupenregen. Mich froh, und ich setzte mich in den Restaurationswagen des Zuges zu einer Tasse heißen Kaffees. Ich hatte die Berge im Rücken, und die drei großen gegenüberliegenden Fenster des Speisewagens ließen mir eine unbegrenzte Aussicht hinaus auf die Rheinebene. Der Zug kam ins Rollen, es wurde mir wohl bei dem warmen Kaffee, und dann sah ich folgendes:

Das braune Aderland lag im Schatten und streckte sich weit hinaus, bis an die sanften Höhen des Kaiserstuhl, dessen Umrisse unbestimmt noch im grauen Morgenbunke lagen. Gegen Süden aber wälzten sich die schwarzen Wolkenbänke, die den Hagel beschert hatten. Der Kaiserstuhl verschwand allmählich, und der Zug fuhr in eine leichte Wolkenlandschaft. Der Streifen Erde bis hinunter an die am Horizont sichtbaren Pappeln, die die Altweiden des Rheins anzeigten, war ganz schmal. Brauner Acker wechselte mit schmutzgrünen Wiesen. Am Horizont aber hob sich aus der dunklen Erde ein duffiger, lachender Wolkenhintergrund, durch den noch da und dort die Schneefelder auf den Vogesen durchleuchteten. Wie weiße, weiche Kissen lagen die Wolken oft über den elfärsichen Bergen, oft flatterten sie wie zerfissene Himmelsmäcke davor. hinauf aber in den milchblauen Himmel zog sich ein übermütiges Gesutter von weißen Wölken, die das Himmelsblau zum Varen hielten, es einmal durchbliden ließen und dann wieder nicht. Weiter rollte der Zug. Der Tag wurde heller. Sonnenlichter huschten über die immer noch dunklen Felder. Auf einmal hob sich ein weißer Taubenschwärm aus einem braunen Acker, und als die Tauben ganz in der Höhe waren, fingen ihre Flügel plötzlich an zu leuchten wie Silber. Die Sonne wollte hinter den Schwarzwaldbergen herorkommen. Darüber an den Vogesen wurden die duffigen, weißen, immer ihre luftigen Formen wechselnden Wolkengebilde zartviolett, hell und dunkel; der Himmelsuntergrund aber wurde fein blau-grün. Ich kniff die Augen ein wenig zu. War das nicht ein Beet mit Kiefenanemonen am Himmel?

Da lag ein Zug schwarzer Raben schwer vor der Wolkenlandschaft vorüber. Unter ihnen aber schritt ein Landmann durch die Furchen des Ackers und streute aus einem umgehängten Sack Wolken von Gips darüber hin. Weiter rollte der Zug. Die Vogesen verschwanden. Und die Wolken drüben überm Rhein verloren allmählich ihre zierlichen Formen und streckten sich zu langen weißen Bänken. Gerade wie Schulbänke für die Engel sahen sie aus. Aber obwohl ich die Augen wieder aufkniff, bemerkte ich weder etwas von himmlischen Schülern, noch von dem himmlischen Schullehrer selbst. Ueber den Bänken standen nur wie wolfrifferte Schöpfe von Engeln weiße, vom Wind gekämmte Wolfshaare. Da, was war das? Jetzt kam die Sonne aber wirrtlich. Auf einmal waren die schmutzgrünen Wiesen von leuchtenden Smaragdbändern in allerhand Drei- und Vierecke eingeteilt. Der Frühlingshimmel besah sich jetzt in den sonnenbeschienenen Spiegelstreifen der Bewässerungsgräben. Da und dort lag noch ein Fleck von verspätetem Schnee, dem es unter der nun voll strahlenden Sonne sterbenswarm wurde. Die Erde nahm nun aber, wo ihr die Sonne zu Hilfe kam, mit dem Himmel einen Wettbewerb an Schönheit auf. Die kleinen Dörfer leuchteten mit ihren dreieckigen Häusergiebeln zu mir herüber, die Kirchtürme blinkten unternehmend drein und die Büume zeigten ihr grünbemooftes schönes Gezweige. Die Apfelbäume gefielen sich mit ihren edigen, ans Spanische erinnernden Ästen, die Kirchtürme ließen ihre glatten runden Zweige in der Sonne glänzen, der Wald im Hintergrund tat sein Bestes in olivgrünen und rotbraunen Tönen, und am Waldrand kokettierten gar anmutig die Birken mit den Leibern ihrer weißen Stämme. Ueber den Himmel aber zog jetzt eine Herde von Millionen weißer Schäfchen, und die Erde sah bald ein, daß sie es in dieser Jahreszeit doch noch nicht mit dem Himmel aufnehmen könne. Da, nur einen Augenblick lang, sah ich im Felde eine vieredrige Maneranzümmung und darin schwarze Kreuze. Ginten dran ein Dorf mit einem hellen Kirchturm. Da liegt meine Mutter. Sie hat nicht wollen